Leseprobe aus:

Joe Dunthorne

Ich, Oliver Tate

Copyright © 2008 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek

Triskaidekaphobie

Es ist Sonntagmorgen. Ich höre den Sound von schlechtem Jazz aus unserem Modem, während meine Mutter sich ins Internet einwählt. Ich bin im Badezimmer.

Vor kurzem habe ich entdeckt, dass meine Mutter Bezeichnungen für bislang unbekannte Geisteszustände und mögliche Gegenmittel in die Yahoo-Suchmaschine eingegeben hat: «Wahnvorstellungen bei Jugendlichen», «hyperaktive Phantasie», «homöopathische Verhaltensstabilisierer».

Wenn man bei Yahoo «Wahnvorstellungen bei Jugendlichen» eingibt, kommt man ziemlich schnell zum Cotard-Syndrom. Das Cotard-Syndrom ist eine Form von Autismus, bei der die Betroffenen glauben, sie wären tot. Auf einer Website kann man Zitate der Betroffenen lesen. Eine Zeit lang habe ich solche Sätze beim Abendessen als Pausenfüller eingeworfen oder wenn meine Mutter mich gefragt hat, wie es in der Schule war.

«Mein Körper ist nur noch eine Hülle.»

«Meine inneren Organe sind aus Stein.»

«Ich bin schon seit Jahren tot.»

Mittlerweile habe ich es aufgegeben, solche Sachen zu sagen. Je öfter ich mich als wandelnde Leiche ausgab, desto verschlossener wurde meine Mutter in Bezug auf Geisteszustände.

Früher habe ich Fragebögen für meine Eltern erstellt. Ich wollte sie besser kennenlernen. Hier ein paar Beispielfragen:

Welche Krankheiten werde ich voraussichtlich erben?

Wie viel Geld und Land werde ich voraussichtlich erben?

Multiple-Choice-Frage: Wenn Ihr Kind adoptiert wäre, wann würden Sie ihm erzählen, wer seine leibliche Mutter ist?

A) mit 4–8 Jahren
B) mit 9–14 Jahren
C) mit 15–18 Jahren

Ich bin fast fünfzehn.

Sie haben sich die Fragebögen angesehen, aber nie beantwortet.

Seitdem ermittle ich verdeckt, um hinter die Geheimnisse meiner Eltern zu kommen.

So habe ich zum Beispiel entdeckt, dass der Bart meines Vaters von weitem gesehen zwar rötlich braun zu sein scheint, sich aus der Nähe aber als eine unauffällige Mischung aus Schwarz, Mittel- und Rotblond entpuppt.

Außerdem habe ich herausgefunden, dass meine Eltern seit zwei Monaten keinen Sex mehr hatten. Ich überwache ihr Sexleben mit Hilfe des Dimmer-Schalters in ihrem Schlafzimmer. Wenn sie es in der Nacht zuvor getrieben haben, steht der Schalter am nächsten Morgen immer noch auf halber Leuchtkraft, und ich weiß Bescheid.

Und ich habe entdeckt, dass mein Vater unter Anfällen von Depressionen leidet. Im Weidenkorb unter seinem Nachttisch habe ich eine leere Dose trizyklischer Antidepressiva gefunden. Ich habe sie sicher zwischen meinen alten Transformers-Figuren verstaut. Depressionen sind wie gut gezielte Boxhaken: Dad hängt nach jedem Anfall in den Seilen.

Ich brauche mein gesamtes Einfühlungsvermögen, um zu erkennen, wann mein Vater wieder in eine depressive

Phase eingetreten ist. Zwei untrügliche Anzeichen dafür sind: Erstens: Er räumt die Spülmaschine dermaßen geräuschvoll aus, dass ich es bis in mein Zimmer unterm Dach hören kann. Zweitens: Er drückt beim Schreiben so fest mit dem Stift auf, dass man bei bestimmtem Lichteinfall seine zwei bis drei Tage alten Nachrichten noch lesen kann – eingraviert in unsere pflegeleichte Wachstischdecke.

Bin beim Yoga,
im Kühlschrank ist Lammfleisch,
Ll

Bin bei Sainsbury's
Ll

Bitte aufnehmen: Channel 4, 21 Uhr
Lloyd

Mein Vater sieht nicht fern, er nimmt nur Sachen auf.

Es gibt zwei Hinweise darauf, dass die Depression wieder vorbei ist: Wenn mein Vater ein geistreiches Wortspiel vom Stapel lässt oder wahlweise einen Schwulen oder einen Asiaten imitiert. Das sind gute Zeichen.

Um besser vorausplanen zu können, ist es in meinem Interesse, von Anfang an über die Geisteszustände meiner Eltern im Bilde zu sein.

Mir ist noch kein passendes Wort für die Befindlichkeit meiner Mutter eingefallen. Sie hat Glück, weil ihre psychischen Probleme als Charaktereigenschaften durchgehen können: Freundlichkeit, Warmherzigkeit und Gelassenheit.

Nach einem Vormittag vor dem Programm von ITV habe ich mehr über die menschliche Natur gelernt als meine Mutter in ihrem ganzen Leben. Ich erzähle ihr: «Du

bist nicht bereit, dich dem Vakuum in deinen zwischenmenschlichen Beziehungen zu stellen», aber sie hört nicht auf mich.

Es gibt einige Hinweise darauf, dass der Job meiner Mutter für ihre geistige Verfassung verantwortlich ist. Sie arbeitet bei der kommunalen Sozial- und Rechtsberatung. Sie hat viele Kollegen. Eine der goldenen Regeln in ihrem Büro sieht vor, dass derjenige, der Geburtstag hat, seinen Kuchen *selbst* mit zur Arbeit bringen muss.

Das alles führt mich direkt zu unserem Arzneischrank.

Ich schiebe die Spiegeltür zur Seite; mein Gesicht wird ausgeblendet, und im Bild erscheinen schwarz-weiße Packungen mit rezeptpflichtigen Salben, Tabletten in Blisterverpackungen und braune Flaschen mit Wattebäuschen. Ich finde Imodium, Canesten, Allergietabletten, Hustensirup und ein paar ominöse homöopathische Mittelchen: Arnika, Echinacea, Johanniskraut und einige vertrocknete Blätter Aloe Vera.

Sie glauben, ich hätte seelische Probleme. Wahrscheinlich wollen sie mich deshalb nicht auch noch mit ihren eigenen belasten. Ihnen ist nicht klar, dass ihre Probleme automatisch auch meine Probleme sind. Ich könnte die schwachen Tränendrüsen meiner Mutter erben. Beim kleinsten Windhauch rinnen ihr Tränen aus den Augenwinkeln und laufen auf die Ohrläppchen zu.

Ich glaube, dass meine Eltern mir mehr erzählen werden, wenn ich den Eindruck vermittle, emotional gefestigt zu sein. Ich werde ihnen erzählen, dass ich zu einem Therapeuten gehe und dass der oder die sagt: Mit mir ist alles in Ordnung, ich fühle mich nur etwas ausgeschlossen und meine Eltern sollten ruhig großzügiger mit ihren Anekdoten umgehen.

Bei mir in der Nähe gibt's eine Klinik mit verschiedenen Ärzten: Physiotherapeuten, Psychoanalytiker, Arbeitsmediziner. Ich wäge ab, welcher davon wohl den geringsten

Schaden anrichten wird. Mein Körper ist ziemlich perfekt, deshalb entscheide ich mich für Dr. Andrew Goddard, einen Physiotherapeuten.

Als ich dort anrufe, meldet sich ein Arzthelfer. Ich sage, ich brauche einen Termin bei Andrew am frühen Vormittag, weil ich danach zur Schule muss. Er schlägt mir einen Termin am Donnerstagmorgen vor. Er will wissen, ob ich schon mal in der Klinik war. Ich verneine. Er fragt, ob ich weiß, wo sie ist, und ich sage, ja, bei den Schaukeln in der Nähe.

Erstaunt stelle ich fest, dass in den Gelben Seiten Detektivbüros stehen. Echte Detekteien. Eine wirbt mit dem Spruch: *Du kannst dich noch so gut verstecken, wir durchsuchen alle Ecken.* Ich mache einen Knick in die Seite, um sie leichter wiederzufinden.

Donnerstagmorgen. Normalerweise lasse ich mich von meiner Mutter wecken, aber für heute habe ich mir den Wecker auf sieben gestellt. Obwohl ich mich unter der Bettdecke vergraben habe, höre ich ihn auf der anderen Seite des Zimmers blöken. Ich habe ihn extra in der Plastikkiste mit den kaputten Joysticks versteckt, damit ich aus dem Bett steigen, durchs Zimmer gehen, ihn am Kabel packen und aus der Kiste zerren muss, bevor ich auf die Schlummertaste hauen kann. Dieses ausgeklügelte Manöver hat mein früheres Ich ersonnen. Es kann sehr grausam sein.

Während ich dem Weckruf lausche, muss ich an den Autoalarm denken, der jedes Mal losgeht, wenn ein Schwertransporter vorbeifährt. Er heult wie ein Roboterbaby.

Das Auto gehört dem Mann aus Nummer sechzehn, eine Straße weiter unten, Grovelands Terrace. Er ist ein Pansexueller. Pansexuelle fühlen sich von allem sexuell angezogen. Ob lebendig oder leblos, ist ihnen schnurz:

Handschuhe, Knoblauch, die Bibel. Er hat zwei Autos: einen VW Polo für den Alltag und einen gelben Lotus Elise für die besonderen Tage. Den Polo parkt er vorm Haus und den Lotus dahinter, in unserer Straße. Der Lotus ist das einzige gelbe Auto in unserer Straße. Er ist sehr empfindlich.

Ich habe den Pansexuellen schon zigmal dabei beobachtet, wie er durch den Garten angeschossen kommt, das Tor aufreißt und mit dem Schlüssel auf die Straße zielt, bis das Geheul verstummt. Wenn es mitten in der Nacht passiert, guckt er nach oben, um zu sehen, in wie vielen Fenstern auf meiner Straße das Licht angegangen ist. Er untersucht das Auto auf Kratzer und streicht liebevoll mit einer großen Hand über die Motorhaube und das Dach.

Eines Nachts dröhnte der Alarm zwischen Mitternacht und vier Uhr morgens in regelmäßigen Abständen. Am nächsten Morgen musste ich eine Mathearbeit bei Mrs. Arlington schreiben, und ich wollte dem Pansexuellen beibringen, dass ein solches Verhalten in unserer Nachbarschaft absolut inakzeptabel ist. Ich kam also mittags nach Hause – nachdem ich bei der Mathearbeit kläglich versagt hatte –, ging auf die Straße und übergab mich auf die Motorhaube seines Lotus. Heraus kamen vor allem Pop-Tarts, Geschmacksrichtung Heidelbeere. Nachmittags gab es leider heftigen Regen, und schon am frühen Abend war meine Lektion weggespült.

Als ich zum Frühstück herunterkomme, fragt mein Vater, warum ich so früh wach bin. «Ich habe um halb neun einen Termin bei meinem Therapeuten, Dr. med. Goddard.» Ich sage das so, als wäre meine plötzliche Anwandlung von Verantwortungsbewusstsein keine große Sache.

Er hört auf, Bananenstücke in sein Müsli zu schneiden. Die Bananenschale liegt geöffnet auf seiner Handfläche und schützt ihn vor den gefährlichen Schnittbewegungen des Löffels. Der Mann strotzt nur so vor Lebenserfahrung.

«Oh, okay. Tut dir sicher gut, Oliver», sagt er und nickt.

Mein Vater ist ein Planungsfetischist; er stellt sein Müsli über Nacht in den Kühlschrank, damit es die halbfette Milch vollständig aufsaugt.

«Ja, keine große Sache, ich dachte nur, ich würde gern mal mit jemandem ein paar Dinge bequatschen», sage ich, ganz beiläufig.

«Gute Idee, Oliver. Brauchst du Geld?»

«Ja.»

Er fördert sein Portemonnaie zutage und gibt mir einen Zwanziger und einen Zehner. Ich weiß, wann ich Dads Geld ausgebe, weil er die Oberseite seiner Zwanziger wie ein Bettlaken zurückklappt, damit sie unauffällig im Portemonnaie verschwinden. Blinde Menschen falten ihre Geldscheine auch so.

«Halb neun», sagt er mit einem Blick auf die Uhr, «ich fahre dich hin.»

«Es ist direkt auf der Walter's Road. Ich gehe zu Fuß.»

«Ist schon okay», sagt er, «ich mach's gern.»

Im Auto ist mein Vater sehr nett zu mir.

«Ich bin wirklich beeindruckt», er blickt in den Außenspiegel, blinkt rechts und biegt in die Walter's Road ein, «dass du das machst, Oliver.»

«Ist doch nichts Besonderes.»

«Aber weißt du, wenn du mit mir oder deiner Mutter über irgendetwas reden möchtest, wir haben beide viel erlebt und können dir vielleicht helfen.»

«Was genau meinst du?», frage ich.

«Weißt du, wir sind nicht so unschuldig, wie du vielleicht glaubst», sagt er mit einem kurzen Seitenblick, der nur eins bedeuten kann: Sexorgien.

«Ich komme gern mal darauf zurück, Dad.»

«Ja, das wäre klasse.»

Ich lächle, damit er uns für Kumpel hält. Er lächelt, weil er sich für einen guten Vater hält.

Vor der Klinik hält mein Vater an und blickt mir nach, während ich den Vorplatz überquere. Ich winke ihm zu. In seinem angespannten Gesichtsausdruck mischen sich Stolz und Besorgnis.

Die Praxis hat rein gar nichts von einer Klinik. Sie erinnert mich an Großmutters Haus: überall Geländer und Teppiche. Auf einem Poster an der Wand bäumt sich eine Wirbelsäule auf wie eine Natter, kurz bevor sie ihr Gift verspritzt. Ich folge den Schildern in Richtung Wartezimmer.

Am Empfang ist niemand. Ich drücke auf eine Klingel, die auf dem Tresen festgenagelt ist. «Bitte klingeln», steht daneben.

Ich klingle so lang, bis ich oben Schritte höre.

Ich nehme den *Independent* vom Zeitungsständer und setze mich auf den Platz neben einem Eden-Springs-Wasserspender. Ich habe zwar keinen Durst, lasse aber trotzdem einen Becher volllaufen, weil ich sehen will, wie die durchsichtige Qualle gurgelnd zur Wasseroberfläche aufsteigt.

Die Form der Stühle soll die Sitzhaltung verbessern. Ich setze mich gerade hin und tue so, als würde ich Zeitung lesen. Ich bin ein Pendler.

Eine Stimme sagt, ich müsse Mr. Tate sein. Ich blicke auf, er steht vor mir und hat ein Klemmbrett in der Hand. Er hat große Hände. Ich kenne ihn.

«Würdest du bitte dieses Formular ausfüllen, dann kann es auch gleich losgehen», sagt er und reicht mir das Klemmbrett. «Du wohnst in Nummer fünfzehn, oder? Du bist doch der Sohn von Jill?», fragt er.

Mir wird klar, dass er der Pansexuelle aus Grovelands Terrace ist. Ich bin erstaunt, dass Pansexuelle als Arzthelfer arbeiten dürfen.

Ich widerstehe dem Impuls, eine falsche Adresse anzugeben.

«Okay, wunderbar. Kommst du bitte mit?»

Wir betreten einen Raum mit einer Krankenliege und einem von diesen Skeletten in der Ecke. Wir sind allein im Zimmer. Der Pansexuelle lässt sich auf dem Arztsessel nieder.

«Entschuldigung, ich weiß gar nicht, ob ich mich schon vorgestellt habe. Ich bin Dr. Goddard», sagt er und reicht mir die Hand, «aber nenn mich doch bitte Andrew.»

Aus der Nähe sind seine Hände sogar noch größer. Stimmt nicht – wohl eher eine Frage der Perspektive.

«Also», er blickt auf mein Formular, «Oliver, was führt dich zu mir?»

Ich sage, es geht um meinen Rücken. Er tut mir weh.

«Gut, wenn du dann bitte deine Sachen ablegen würdest – alles, außer der Unterhose –, dann können wir dich mal ansehen.» Mit *wir* meint er *ich*.

Ich rede mir gut zu, mich nicht sexuell belästigt zu fühlen. Ich bin für ihn nichts Besonderes; ebenso gut könnte er sich am Drucker vergreifen.

Ich ziehe die Schuhe aus, dann die Jeans, nur meine Socken behalte ich an. Dann ziehe ich Pullover und T-Shirt gleichzeitig aus, um Zeit zu sparen.

«Rückenschmerzen sind oft auf den Lebensstil zurückzuführen.» Er drückt einige Tasten auf seiner Tastatur. «Sitzt du viel?»

«In der Schule sitze ich», sage ich. «Und an meinem Schreibtisch in meinem Zimmer unterm Dach.»

Er nickt und wendet sich dem Bildschirm zu.

«Ich kann in alle Gärten in Ihrer Straße gucken», erzähle ich ihm.

Er liest etwas und blinzelt.

«Aha», sagt er.

Er drückt immer wieder die Pfeil-nach-unten-Taste.

Ich warte, bis er die Information verdaut hat. Er hört auf zu tippen und sieht mich an. Er nickt, blinzelt, dann

deutet er auf meine Beine. «Oliver, du bist groß für dein Alter und hast lange Oberschenkelknochen. Deshalb sind die meisten Stühle für dich ungeeignet.»

Ich lege die Hände auf die Oberschenkel.

«Du sitzt wahrscheinlich oft krumm oder lehnst dich zu weit zurück.»

Ich setze mich gerade hin.

«Komm doch bitte mal auf die Liege, dann schauen wir, was wir für dich tun können.»

Ich hüpfe auf die Liege und lasse die Beine an der Seite herabbaumeln.

«Kennen Sie sich mit Pansexuellen aus?», will ich wissen – ich bin auf der Hut.

Er hält inne. «Ich glaube nicht, nein.» Er geht um die Liege herum, bis er hinter mir steht. «Jemand mit einer Vorliebe für Unfälle und Pannen?»

Das soll wohl ein Witz sein.

Beim Sprechen laufen seine Finger spinnenartig meinen Rücken rauf und runter. «Warum willst du das wissen?»

«Kennen Sie Ihren Nachbarn aus Nummer fünfzehn?», frage ich.

«Meinst du Mr. Sheridan?»

«Er ist Abdecker. Jemand, der Pferde schlachtet.»

Er sagt nichts. Er massiert mir den Rücken etwa in Höhe des sechsten Wirbels.

«Könntest du dich bitte auf die Vorderseite legen, Oliver? Du kannst das Gesicht hier hineinstecken.» Er hätte «auf den Bauch» sagen können, das wären drei Silben weniger gewesen.

Er zeigt auf ein toilettensitzartiges Loch am einen Ende der Liege. Ich begebe mich in Bauchlage und deute mit der Nase auf das Loch.

«Hier rein, Andrew?», frage ich.

Er nickt. Ich lege mich hin und stecke die Nase ins Loch.